

munikationsforschung Rang und Namen haben. In beispielloser Dichte wurden dort Bedenken dagegen vorgebracht, die Versuchung fernzusehen noch zu steigern. Die Forderung, auch im Bereich menschlicher Kommunikation nach einem ökologischen Gleichgewicht zu suchen, stand denn auch in Mainz ständig im Raum (SZ, 2. 5. 79). Bemerkenswert auch, daß *Albrecht Müller*, der Leiter der Abteilung Planung im Bundeskanzleramt, nicht zuletzt aus psychosozialen Erwägungen heraus sich „für eine offene Diskussion und gegen eine Vorwegentscheidung“ in Sachen Kabelfernsehen ausspricht. Für ihn läßt es sich nicht vereinbaren, einerseits „den Wert der Zuwendung der Familie für das Kind und die Gefahren zunehmender Anonymität und Einsamkeit zu beschwören“ und zugleich „die Ausstrahlung weiterer Programme und die Vermehrung des Angebots zu fordern“ (Media Perspektiven, 2/79, S. 60–71).

Die Skepsis im Planungsstab des Bundeskanzleramts hat sich inzwischen auch die Bundesregierung zu eigen gemacht. Wie Staatssekretär *Klaus Bölling* im Anschluß an eine Ende September geführte mehrstündige Kabinettsdiskussion über die neuen Kommunikationstechniken in Bonn mitteilte, komme deren gesellschaftspolitischer Brisanz nach Auffassung des Kabinetts der der Kernenergie gleich. Grundbedingung für Veränderungen in der Bildschirmlandschaft müsse die Gewähr sein, daß die Interessen einer humanen Gesellschaft ausreichend berücksichtigt würden. Die Regierung sei nicht bereit, sich unter technischen Zugzwänge setzen zu lassen (SZ, 27. 9. 79).

Auch aus dem kirchlichen Raum sind in den letzten Monaten mit dem Verweis auf Risiken der Desorientierung, noch größerer Außenleitung und des Zerfalls primärer sozialer Beziehungsnetze Vorbehalte gegenüber vorschnellen Entscheidungen für Programmausweitungen gesetzt worden. Insbesondere der Vorsitzende der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz, der Rottenburger Bischof *Georg Moser*, hat mehrfach vor der Auffassung gewarnt, „neue Medien und Programmangebote allein bedeuteten schon Fortschritt, brächten schon Glück und Sinnerfüllung“. Moser: „Nicht die technische Machbarkeit darf der Maßstab der Weiterentwicklung sein, sondern die sittliche Vertretbarkeit.“ Auch im medienpolitischen Denken und Handeln gelte es, nach „dem Menschengemäßen“ zu fragen (Rheinischer Merkur, 17. 8. 79).

Man kann sich nur wünschen, daß die in Gang gekommene Diskussion in den nächsten Monaten weiter vorangetrieben wird, damit die Programmschleusen in der Bundesrepublik nicht voreilig zum Schaden des Menschen geöffnet werden. Ganz entscheidend wird es dabei sein, inwieweit sie aus den Zirkeln der Eingeweihten in die Bevölkerung getragen und dort weit mehr Bewußtsein von den Risiken, aber auch von den Chancen des Fernsehens geschaffen werden kann als bisher vorhanden. Denn bei aller Bedeutung medienpolitischer Weichenstellung: Letztlich bestimmt die Wirkung des Fernsehens, was die Menschen in diesem Land mit seinem Programm machen.

Georg Betz

Interview

Sprache – Rhetorik – Verkündigung

Ein Gespräch mit Walter Jens

Zu den Grundproblemen kirchlicher Verkündigung gehört das Bemühen um eine Sprache, die den gegenwärtigen Hörer trifft, ohne dabei die Verbindung mit der kirchlichen Sprachtradition abreißen zu lassen. Dazu braucht es die Zusammenarbeit von Theologen, Schriftstellern und Literaturwissenschaftlern. Über Fragen der Verkündigung im Spannungsfeld von Tradition und Aktualisierung sprachen wir mit Walter Jens, Professor für allgemeine Rhetorik an der Universität Tübingen. Er hat vor einigen Jahren eine Übersetzung des Matthäusevangeliums vorgelegt und war an der Erarbeitung der Einheitsübersetzung des Neuen Testaments beteiligt. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Professor Jens, der Anspruch der Kirchen, das Wort Gottes zu verkünden, steht in einem deutlichen

Mißverhältnis zu ihrer Fähigkeit, dieses Wort zunächst einmal sprachlich verständlich zu machen. Wo liegt eigentlich der Kern des Problems, das man gern mit den Kurzformeln kirchliche Sprachkrise oder Sprachnot bezeichnet?

Jens: Das eigentliche Problem sehe ich darin, daß die Kirche, mehr oder minder verunsichert, der „Welt“ und ihrer Sprache nachläuft. Ich bemerke heutzutage einen erschreckenden Anbieterungsprozeß. Predigten, übrigens auch neuere Übersetzungen der Bibel, scheinen nach dem Motto verfaßt zu werden; je bildzeitungsnäher desto besser. Man biedert sich in peinlicher Weise an, statt Gegenmarken zu errichten und derart zu zeigen, daß, was man verkündet, nicht von hier und heute ist, sondern Gegenwart transzendiert.

HK: Aber diese Anbiederung, die Sie kritisieren, hat doch ihren Ursprung letztlich in dem sicher anerkennenswerten Bemühen, an die Öffentlichkeit, an ein gegenwärtiges Publikum heranzukommen ...

Jens: Richtig; nur meine ich, daß der Slang, mit dessen Hilfe man heute glaubt, der Sprache des Volkes nahe kommen zu können, nur die Skylla gegenüber der Charybdis, dem Archaismus der feierlichen Prunksprache, dem epigonalen, frömmelnden Gerede bildet. Ich will einen Text zitieren, der das deutlich macht, die Übersetzung einer neutestamentlichen Passage: „Am Abend befand sich das Boot mitten auf dem See. Jesus war allein an Land. Er bemerkte, wie den Jüngern das Rudern schwerfiel. Um drei Uhr nachts kam er beim Gang übers Wasser in ihre Nähe. Er machte Anstalten an ihnen vorbeizugehen. Sie sahen ihn jedoch auf dem Wasser schreiten und hielten ihn für ein Gespenst. Sie schrien auf, alle erblickten ihn und zitterten vor Schreck. Sofort sprach er sie an: „Nur Mut, ich bin's.““ Da wird ein biblisches Geschehnis im schlechten Romanstil, mal pathetisch („schreiten“), mal salopp („Nur Mut, ich bin's“) nacherzählt und dadurch das Eigentliche der christlichen Botschaft in seiner verweisenden Fremdheit vertan.

„Es gibt kein Wort von Gott, außer dem, das jetzt gesprochen wird“

HK: Hat aber die kirchliche Verkündigung in der gegenwärtigen Sprachsituation überhaupt die Möglichkeit, wirklich sprachschöpferisch zu sein, ohne zwangsläufig in eine der beiden Gefahren des Archaisierens oder Anbiederens zu verfallen? Gibt es so etwas wie einen erfolgversprechenden dritten Weg?

Jens: Ich glaube, die Möglichkeiten eines dritten Weges werden in eindrucksvoller Weise durch die Schriftsteller vorgezeichnet. Eine Literatur beginnt sich durchzusetzen, die auf dem Wege zu einer zweiten Einfachheit ist, zu einer neuen Schlichtheit nach dem Hindurchgehen durch äußerste intellektuelle Verwickeltheit. In diesem Sinne sollte die christliche Verkündigung eine Sprache finden, die auf der Basis der von der Literatur vorgeprägten „zweiten Einfachheit“ zugleich das Fremde *und* Nahe des Evangeliums verdeutlicht – so wie das, *mutatis mutandis*, eine Passage aus Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“ verdeutlicht. Dort heißt es unter dem Stichwort „Echte und falsche Aktualisierung“: „Die guten Stücke kehren aufgeführt wieder, doch nie als dieselben. Für jedes neue Geschlecht muß darum auch neu inszeniert werden und das mehrmals. Der Wechsel der Darbietungen wird besonders scharf, wenn eine andere Klasse im Parkett Platz zu nehmen beginnt, aber bleibt die Bühne dann auch unverändert, folglich plunderhaft, so ist sie ebenso keine Garderobe, an deren Haken immer neue Kleider aufgehängt werden können. Soll heißen, die Menschen und Schauplätze eines alten Stücks können nicht gänzlich und radikal modernisiert werden. Auf jeden Fall bleibt das Kostüm der Zeit.“

HK: Wie wäre dann diese Differenz von echter und falscher Aktualisierung auf die spezifischen Probleme der christlichen Sprachtradition hin zu verdeutlichen?

Jens: Ich halte es für problematisch, die neutestamentliche Botschaft, wie das heute gern geschieht, so zu „vergegenwärtigen“, daß sich der Text widerstandslos und angeblich „heutig“ in den Kontext der Gegenwartssprache einfügt. Wenn also „Apostel“ zu „Mitarbeitern“ werden oder wenn „Generäle“ und „Barone“ in der Bibel auftauchen, wenn der Zöllner Matthäus in seinem „Büro“ sitzt oder wenn Jesus der „Beauftragte Gottes“ ist, eine Art Prokurist mit Generalvollmacht, dann wird vergessen, daß die biblische Botschaft weder museal, ganz und gar Vergangenheit ist, noch ganz und gar Gegenwart, sondern daß es sich um einen alten Text handelt, der Gegenwart mitbedeutet. Dieses Mitbedeuten, dieses Transzendieren muß die Sprache sichtbar machen.

HK: Läßt sich solche angemessene Aktualisierung, solches Herausarbeiten der transzendierenden Mitbedeutung überhaupt schon bei der Übersetzung leisten?

Jens: Das meine ich schon, sonst hätte ich den Versuch nicht gewagt, in meiner Übersetzung des Matthäus-Evangeliums die Worte Jesu in freien Versen wiederzugeben und die narrativen Passagen, die Stilhöhe mindernd, eine Ebene tiefer anzusiedeln. Dabei bestimmte mich die Überzeugung, daß die Sprache der Verkündigung nicht allzuweit hinter Positionen zurückbleiben dürfe, die von der Literatur erobert worden sind. Gewiß, der Prediger ist kein Paul Celan, kein Heißenbüttel, aber seine Sprache soll zeigen: was ich sage, ist nicht zu Zeiten Geibels, sondern zu Zeiten der Todesfuge Paul Celans geschrieben. Ich stehe auf dem Standpunkt, den Paul Tillich bezogen hat, als er sagte: „Es gibt kein Wort von Gott außer dem, das jetzt gesprochen wird.“ Dieses Jetzt muß glaubhaft werden, und darum kann der sprachliche Ausdruck weder ganz und gar modernistisch sein, noch darf er die Oberammergauer Sprache mit ihrem feierlich-frömmelnden Ton nachmachen.

„Ein Pathos der Exaktheit, das wir bei uns kaum noch kennen“

HK: Ist es nicht problematisch, sich vor allem an der Literatur zu orientieren? Schließlich verwendet sie ja oft eine Sprache, die vielleicht mehr von der Öffentlichkeit weggeführt, als daß sie Verkündigung verstehbar macht ...

Jens: Das muß nicht so sein. Literatur braucht nicht von der Öffentlichkeit wegzuführen, braucht nicht jenen Horizont des sogenannten Volks zu übersteigen, dessen Höhe gemeinhin unterschätzt wird. „Das begreifen meine Bauern nicht“: Unter diese Devise wird eine Position nach der andern geräumt – „Menschensohn“: wer soll das begreifen? „Wohlgefallen“: ein Archaismus! Als ob christliche Botschaft eingängig wie ein Comic wäre! Als ob man nicht dem auf den ersten Blick Fremden nachsinnen

müßte – und sollte! Luther wußte schon, warum er Glossen an den Rand seiner Übersetzung setzte, statt den Text zu versimpeln. Den Leuten aufs Maul schauen, das heißt noch lange nicht, den Bildzeitungs-Abhub für die eigentliche Sprache der Menschen zu nehmen – im Gegenteil: der Übersetzer muß ihnen Mut machen, sich ihrer „eigentlichen“, durch den Slang verschütteten Diktion wieder zu bedienen.

HK: Welche Konsequenzen hätte das dann über die Fragen der Bibelübersetzung hinaus für die Predigt, an der ja die gegenwärtigen Sprachprobleme der Verkündigung besonders deutlich zum Vorschein kommen?

Jens: Ich habe vor einigen Monaten in der DDR, als ich an einer Tagung der Evangelischen Akademie in Bukow in der Mark Brandenburg teilnahm, eine Predigt gehört, die rein hochsprachlich, streng, also ganz und gar nicht anbiedernd, aber auch nicht feierlich-hehr war, sondern nüchtern und präzise. Diese Predigt hatte ein Pathos der Exaktheit, das wir bei uns kaum noch kennen, und plötzlich wurde für mich der Text lebendig und bekam seine verweisende Kraft. Im übrigen meine ich, was die Verkündigung angeht, so ist da vor allen Dingen von Jesus Christus selber zu lernen. Wie hat er gesprochen? Man denke an die Gleichnisse mit ihrer Bildkraft und ihrer wütenden realistischen Inständigkeit! Lernen wir von ihm, die religiösen Versatzstücke abzureißen, vorgeformt wie sie sind! Alles will von Anfang an neu durchdacht werden.

HK: Was wären beispielsweise solche Versatzstücke?

Jens: Nehmen Sie das Wort „Kelch“. Leidenskelch: das ist Metaphorik. Kelch auf dem Altar: Das ist festliches Gerät. In jedem Fall etwas ganz anderes als jener irdene Krug, aus dem Jesus in Gethsemane trank. Ein Becher war das – kein Abendmahls- und kein Sektkelch, kein Gefäß religiöser Weihe und bürgerlicher Festivität. „Und er trank aus dem Becher“: so gewinnt der Text eine neue realistische Bedeutung. Realistisch und schlecht wird ein Vorgang beschrieben: Ein Mensch trinkt. Ein Mensch leidet. Was das Pathos verweigert, bringt die Schlichtheit zurück: Ergriffenheit angesichts der jesuanischen Passion.

„Ich kann die Nachricht nur verständlich machen, wenn ich sie als Ergriffener behandle“

HK: Bei einem solchen Rückgang auf die Verweiskraft der ursprünglichen biblischen Sprache läßt sich aber die vielfältige kirchliche Sprach- und Verkündigungstradition nicht einfach beiseite schieben ...

Jens: Man kann den Bezug vom Damals zum Heute herstellen und in der Sprachgebung zu gleicher Zeit zeigen, was da inzwischen alles eingegangen ist. Das ist kein einfacher Text, dieses Evangelium – kein Text, der unangetastet über zweitausend Jahre hinweg transportiert worden ist; sondern da fand zum Beispiel pietistische Emphase Ein-

gang, Herrschaftssprache oder die Diktion der „Unterdrückten“, dies alles mußte durch eine moderne Übertragung aufgehoben werden im Hegelschen Sinn. Natürlich habe ich da gut reden; denn mir sagt kein Oberer: Du sollst – schon unter liturgischen Aspekten – so und so schreiben. Für mich ist die Übertragung des Textes des Evangeliums ins Heute, sei es, daß ich den biblischen Text übersetze, sei es, daß ich predige, was ich gelegentlich auch tue, nur parteilich möglich. Ich weiß, ich werde die Nachricht nur verständlich machen können, wenn ich sie als Ergriffener behandle – parteilich wie Luther. Wenn einer subjektiv an den Text herangegangen ist, dann er. Der Jakobusbrief: eine „stroherne Epistel“! Passagen der Apokalypse: ein antipapistischer Traktat! Ja Luther hat gezeigt: nur durch Subjektivität, die philologische und historische Verantwortung selbstverständlich einschließt, kann ich deutlich machen, daß ich ein vom Text Ergriffener und Berührter bin.

HK: Besteht dann nicht das Problem, daß es zu zwei nebeneinander herlaufenden Auslegungsweisen kommt: eine, die freier, parteilicher mit den Texten und ihrer Wirkungsgeschichte umgeht und keine kirchlich-theologischen Rücksichten zu nehmen braucht; die andere, die auf Experimente verzichten muß, weil sie stärker auf Kontinuität bedacht zu sein hat? Damit wäre ja der kirchlichen Verkündigung im engeren Sinn nicht viel geholfen ...

Jens: Ich halte es für außerordentlich gut, wenn zwei Auslegungsrichtungen miteinander konkurrierten: Die freie müßte sich mit dem Blick auf die eher konservative, die Tradition einbeziehende immer wieder ihrer Grenzen bewußt werden. Die eher traditionelle Auslegung müßte sich mit dem Blick auf die freiere fragen lassen, ob sie nicht verhärte, was ständig im Fluß bleiben sollte. Bei diesem Streit hätten die Schriftsteller ein entscheidendes Wort mitzureden – ein Wort, wie sie es bei der für mich interessantesten Übersetzung des Neuen Testaments hatten, der „New english bible“. Da waren sie beteiligt, beim Luther NT 75 dagegen leider nicht, und darum ist diese Fassung auch so oberkirchenrätlich ausgefallen.

HK: Es gibt doch aber auch Schwierigkeiten, die sich für beide Auslegungsweisen stellen ...

Jens: Wir müssen alle davon ausgehen, daß in der Bibel eine fremde Welt beschrieben wird, mit einer historisch genau fixierten Auffassung von Mann und Frau, von Herr und Knecht, von Himmel und Hölle. Luther hatte es in dieser Hinsicht viel leichter als wir. Zwischen den Evangelisten und ihm liegt sozusagen ein Jahr, aber zwischen Luther und uns liegen Jahrtausende. Ob ich eine starre soziale Hierarchie habe: oben der Mann, der Hausvater, darunter die Frau und dann das Gesinde; ob ich von einem Weltbild ausgehe, wo oben der Himmel, in der Mitte die Erde und unten die Hölle ist, oder ob das alles absurd geworden ist: das bedingt einen gewaltigen Unterschied. Ich kann nicht mehr von einem Weltbild ausgehen, in dem die Erde im Zentrum steht und im Zentrum der Erde die paternal bestimmte Großfamilie. That's the point.

„Der Übersetzer darf sich nicht scheuen, den Text zu verbessern“

HK: Die kirchliche Verkündigung müßte also Einsichten, die theologisch schon längst Allgemeingut sind, sprachlich erst noch umsetzen ...

Jens: Jedenfalls hat sie es bisher nicht genügend getan: Ein Großteil der Prediger hat offenbar noch immer nicht realisiert, daß das Rippenbild aus dem Alten Testament das Verhältnis von Mann und Frau nicht mehr gültig umschreibt – im Gegenteil! Aber es gibt noch eine zweite Schwierigkeit, die beide Seiten, die Traditionsgebundenen wie die Freien, realisieren müßten: Durch die modernen Naturwissenschaften und durch Philosophie-Systeme, wie den Marxismus, aber auch die Psychoanalyse, hat sich unser Erfahrungshorizont so sehr erweitert, daß wir zu Popanzen würden, wenn wir, dies alles leugnend, uns in eine Scheinsimplizität hineinkatapultieren. Ich lese nach Marx das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden nun einmal ganz anders als vorher: Was hatte der dritte Knecht, der nicht unbedingt Zinsen hecken wollte, denn eigentlich verbrochen? Worin liegt seine Schuld? Daß er kein dienstbarer Wucherer war? Vielmehr ein eingeschüchterter Mann? Und dann die Frauen im Evangelium! Wie anders übertragen die Emanzipierten den Text – Frauen: Jesu erste und letzte Getreue! – als die von der paternalen Autorität der Kirche Erdrückten! Kurzum, der Übersetzer darf sich nicht scheuen, vom Wissensfond unserer Zeit aus den Text zu „verbessern“.

HK: Dafür müßten Sie schon ein Beispiel geben ...

Jens: Nun, Paulus ist am Anfang des Römerbriefs einfach mit den Anakoluthen nicht fertig geworden, das zu sagen hat ihn überwältigt. Soll ich jetzt dieses Stammeln des Apostels nachmachen, soll ich so tun, als käme ich mit der Theologie und dem Griechisch auch nicht so recht zu Rande wie Paulus? Das wäre fatal. Deshalb muß ich auch in gewisser Weise über die Zeugen hinausgehen und zu gleicher Zeit durch die Art der Übertragung, Schatten werfend, zeigen: so damals, so in der Reformation, so heute.

HK: Die Theologen müssen aber in einem ersten Schritt dieses Stammeln doch nachmachen, wenn sie nicht die Urkunden ihres Glaubens einer subjektiven Beliebigkeit überlassen wollen ...

Jens: Ich glaube nicht, daß sie so etwas in der Art und Weise der Sprachgebung nachmachen könnten. Eine Stelle wie der Anfang des Römerbriefs oder auch des Johannesevangeliums muß in der Sprache unserer Zeit wiedergegeben werden. Allerdings kann ich erst in der Art des Kommentars, des Predigtzusatzes, der Interpretation die Komplexität des Textes verdeutlichen. Wir sollten deshalb viel stärker als bisher das dialektische Spiel zwischen einer sehr viel Spielraum lassenden Übertragung und einer sehr dezidierten Predigt-Interpretation ausprobieren.

HK: Sie fordern jetzt zweierlei, zum einen eine der Literatur abgewonnene neue Einfachheit, andererseits aber eine

Differenziertheit, die auch die Problemlage nach Marx und nach Freud sprachlich berücksichtigt. Geht das eigentlich so bruchlos zusammen?

Jens: Jawohl, ich glaube, daß sich eine Sprache finden läßt, die in ganz schlichter Weise den Hörenden zeigt: Dies ist nach Marx und dies ist nach Freud geschrieben. Das kann auch geschehen, indem ich wieder alte, fremde Worte mit neuem Leben fülle. Vergessen wir nicht, daß eine Fülle von Vokabeln nicht durch die Wissenschaft, sondern durch die Alltagssprache überholt worden ist. Ich kann nicht mehr sagen, „der Hausherr“ oder gar der „Herr im Hause“, aber vielleicht wieder der „Hausvater“. Da gewinnt ein Begriff, der schon verloren war, plötzlich eine neue Aktualität und Brisanz; da kann das scheinbar schon Verlorene in einfacher Sprache bewahrt und zu neuem Leben erweckt werden. Im Schwäbischen sagt man noch heute, wenn sich einer aufhängt: „er geht in den Hanf“. Ich finde keine bessere Übersetzung für das, was Judas tat, als: „und er ging in den Hanf“.

„Warum sollte nicht vom ‚Mundhaus‘ eine Neubesinnung ausgehen?“

HK: Das hieße, daß kirchliche Verkündigung einerseits differenzierter werden müßte, gleichzeitig aber auch eindeutiger, in ihrem Sinn parteilicher. Ist damit nicht etwas viel verlangt?

Jens: Verkündigung muß zum ersten parteilich werden, indem sie von Ergriffenheit des Redenden zeugt. Zweitens muß sie sehr viel differenzierter werden, d. h. nicht Sprache der Zeitung, nicht Sprache, wie man sie auf dem Priesterseminar gelernt hat, sondern Sprache, die das Mit-Bedeutende der biblischen Botschaft präsentiert. Freilich darüber wird wenig nachgedacht. Im Protestantismus war es lange Zeit so, daß die dialektische Theologie mit ihrer Rhetorikfeindschaft schlechthin erschlagend gewirkt hat; das „Was“ war wichtig, das „Wie“ belanglos. Die Vertreter der dialektischen Theologie, Karl Barth voran, haben sich gottlob selbst nicht daran gehalten. (Wenn Barth im Basler Männergefängnis sprach, dann redete er sehr wohl auf eine ganz bestimmte Situation hin.) Heute, wo der Verkündigungs-Purismus der dialektischen Theologie schon fast vergessen ist und man getrost wieder von christlicher Rhetorik reden kann – heute wird allüberall ein Bemühen um neue Sprachgebung erkennbar: Wie, heißt die Frage, kann in Kooperation der beiden Kirchen – Rhetorik als ökumenisches Problem! –, wie kann in Zusammenarbeit mit Schriftstellern und Publizisten den Millionen Menschen, die jeden Sonntag in die Kirche gehen, das Wort Gottes, als das Fern-Mitbedeutende nahegebracht werden?

HK: Besteht dann nicht die Gefahr, daß, wenn die rhetorischen Elemente der Verkündigung stärker betont werden, solche Rhetorik als bloße handhabbare Technik verstanden und dadurch auch mißbraucht wird?

Jens: Nun, in Zeiten, die ein wenig selbstgewisser waren

als die unsere, hat man solche Dinge ja auch gelernt, z. B. auch ... im Predigerseminar. Dabei ist dann allerdings vieles zu purem Schematismus entartet, man denke nur an die schauerlichen Dispositions-Schemata! Aber wie der Journalist sein Handwerk lernen muß, wie man in Amerika mit dem „creative writing“ immerhin bis zu einer gewissen Fertigkeit kommt, so meine ich, daß auch der Prediger – vernünftig angeleitet – von den zehn Stufen, die er erklimmen muß, das Besteigen von deren sieben wird erlernen können. Der Rest ist ihm selbst überlassen, wobei er gut daran tut, auch da bei seiner Predigt zunächst von Arbeit zu reden und nicht von Inspiration. Inspiration, das kann man nicht oft genug sagen, ist ein Wort von Leuten, die sonst wenig zu beißen haben.

HK: Solche Bemühungen spielen sich aber in einer Gesellschaft ab, wo es mit der allgemeinen Sprachkultur nicht gerade zum Besten steht. Bestehen in einer so heterogenen Sprachlandschaft überhaupt Aussichten auf eine Erneuerung der Sprache der kirchlichen Verkündigung?

Jens: Ich habe mir da einen Satz von Nietzsche notiert: „In Deutschland gab es eigentlich nur eine Gattung kunstmäßiger Rede, die von der Kanzel herab. Der Prediger allein wußte, was eine Silbe, was ein Wort wiegt, inwiefern ein Satz schlägt, springt, stürzt, ausläuft, er allein hat Gewissen in seinen Ohren.“ *Tempi passati?* Aber wirklich? Warum sollte nicht gerade vom „Mundhaus“, wie Luther die kirchliche Stätte der Verkündigung nannte, eine Neu- besinnung ausgehen?

HK: Ist es nicht eher ein frommer Wunsch, darauf zu hoffen, daß gegenwärtig die geistliche Rede der öffentlichen aufhelfen könnte?

Jens: Das wäre erst die zweite Sorge, ob sie der öffentlichen Rede aufhelfen kann. Zunächst einmal muß sie sich selbst aufhelfen. Und dabei sollte sie nicht gerade auf die miserable Parlamentsrhetorik von heute schauen, wo – Ausnahmen bestätigen die Regel – sich oft mit großer Dreistigkeit Sprachverfall kundtut (Bild plus Bürokratendeutsch), sondern sie möge sich ihrer illustren Vorbilder erinnern, diese aber nicht nachmachen, sondern sich schöpferisch aneignen: den großen Herder und den großen und schlimmen Abraham a Sancta Clara, den wegweisenden Camilo Torres und den Prediger Dom Hélder Câmara.

„Wenn sich die Rede von Jesus kaum unterscheidet von der Rede über den Sport, wird Verkündigung zum Gespött“

HK: Die Predigt erreicht trotz aller schöpferischen Aneignung nur einen begrenzten Teil der Gesellschaft und auch derer, die sich den christlichen Kirchen zurechnen. Müßte man die angesprochenen Probleme nicht noch einmal am Verhältnis der Kirchen zu den Massenmedien durchdeklinieren, wo die Verkündigung ja über die Zahl der sonntäglichen Predigthörer hinaus Breitenwirkung gewinnt?

Jens: Auch hier müßte man vor allen Dingen im Fernse-

hen neue Formen der Verkündigung finden. Wenn die Rede von Jesus sich kaum unterscheidet von der Rede über den Sport oder der Quiz-Darbietung, dann wird eine solche Verkündigung zum Gespött. Dann wird jener „Grund von Gegenteil“ entrückt, der die Rede von Jesus als ein „Anderes“ und „Ungleichzeitiges“ ausweist – ein „Anderes“, das seine Form erst finden muß –, als Ankündigung von nicht Verfügbarem. Wie das geschehen kann? Nun, ich stelle mir vor, gerade im Fernsehen ließe sich eine neue, von den spezifischen Möglichkeiten des Mediums ausgehende Form der Liturgie entwickeln.

HK: Was soll man sich darunter denn genauer vorstellen?

Jens: Beispielsweise so: Ein Sprecher verliest den biblischen Text, ein Sprecher gibt Beispiele, dazwischen kurzes szenisches Spiel. Ich denke, auch unsere Zeit könnte Predigtmärlein ohne Peinlichkeit in präziser Weise entwickeln. Man hat es nur noch nicht versucht. Fernseh-Gottesdienst! Natürlich ist das nicht leicht. Schließlich hat schon der Prediger in der Kirche (wieviel mehr der Fernseh-Pfarrer!) im Gegensatz zum Professor, zum Lehrer, zum Parlamentsredner eine sozial sehr unterschiedliche Gemeinde vor sich und muß denjenigen, der von Chalkedon weiß, ebenso befriedigen wie den, der die Geschichte vom Stall für bare Münze nimmt. Aber gerade deshalb sollte er – gerade in den neuen Medien! – gegensteuern statt nachlaufen, sollte mit seiner Gemeinde neue und bewegende Formen des Mitteilens zentraler Inhalte der Botschaft entwickeln. Aber wieviel liegt hier im argen! Was ist unangemessener als ein alltäglicher Gottesdienst im Fernsehen, wenn die Kamera vom Altar auf die Gesichter der Leute schwenkt, wobei bizarre Figuren, knorrige alte Mütterchen oder sehr hübsche junge Frauen bevorzugt werden, oft in einer Art des schamlosen Betastens, die wie bares Zur-Schau-Stellen wirkt. Kurzum, wir müssen neue Formen finden; statt des gängigen Worts zum Sonntag oder des Gottesdienst-Abphotographierens (mit den ach so schönen kunsthistorisch ergiebigen Schwenks auf Säulen und Putten) müssen knappe Spielszenen gefunden werden, die das, was damals geschah, in unsere Zeit eintransportieren.

HK: Nicht nur in den Medien, auch ganz allgemein ist doch in den letzten zehn, fünfzehn Jahren in Sprache und Formen der Verkündigung viel experimentiert worden. Dabei haben sich auch viele dieser Versuche wieder totgelaufen. War das jetzt ein Zuviel oder doch ein Zuwenig?

Jens: Ich sehe solche fehlgeschlagenen Experimente nicht – im Gegenteil! Man hat ja nie in großem Umfang mit Autoren kooperiert, hat nie die befragt, die sowohl von Sprache als auch den Bedingungen des Mediums am meisten verstehen, und ist folglich mehr oder minder im eigenen Saft erstickt. Wie wenig weit die Kirche gegangen ist, zeigt das wahrhaft skandalöse Belassen des traditionellen Oberammergauer Passionsspiels. Da liegt ein Text vor, der weder bäuerlich, noch schlicht präzise, noch theologisch haltbar ist, sondern ein peinliches, süßliches, die verschiedensten Sprachformen eklektisch vereinigendes und theo-

logisch hanebüchenes Elaborat. Wenn so etwas mit allerhöchster oder zweithöchster Zustimmung weitergespielt wird, braucht man sich über Sprachverhöhnung in der Tat nicht zu wundern. Pardon!

HK: Rühren die Verständigungsprobleme zwischen Kirche, Theologie und Literatur nicht auch daher, daß es weitgehend an Vermittlern fehlt, an Theologen oder Schriftstellern, die jeweils auf beiden Seiten ernst genommen werden?

Jens: Wir haben im Gegensatz zum französischen und angelsächsischen Raum nie den Redner gehabt, der zur gleichen Zeit Schriftsteller, nie den Theologen, der zugleich Publizist war. Kein Zufall wahrlich, daß man in Deutschland vom „Dichter“ als dem Allerhöchsten spricht, der sich vom Schriftsteller (oder gar Literaten!) qualitätmäßig unterscheidet, während Engländer und Franzosen ihre *poètes* und *poets* von den *écrivains* und *writers* lediglich durch Gattungsunterschiede getrennt sein lassen. Daß ein Schriftsteller zu gleicher Zeit in brisanter Weise theologische Probleme aufgreift, daß aber auch der Theologe sich nicht zu schade dafür ist, einmal publizistisch in die Arena zu steigen, daß man derart, Grenzen ignorierend, voneinander lernt, ist in diesem Lande heute noch immer die Ausnahme. Wäre es anders, wir würden nicht Erscheinungen wie Billy Graham oder Pater Leppich – so als ob ausgerechnet sie geniale Prediger wären – in den Himmel erheben. (Daß diese beiden „erfolgreich“ sind oder waren, macht deutlich, daß andere, die Besseres zu sagen hätten, offenbar so manches Jahrzehnt geschlafen haben.)

„Geschicht in der Predigt tatsächlich so etwas wie eine Transsubstantiation?“

HK: Es gibt ja in jüngster Zeit gerade im deutschen Katholizismus neue Versuche, das Gespräch zwischen Kunst, Literatur und Kirche wieder in Gang zu bringen...

Jens: Mit der Berufungspolitik des Kultusministers Maier (im Fall Weißhaar) kann man natürlich nicht sehr weit kommen. Und dennoch halte ich diese Kooperation für außerordentlich wichtig. Wie wichtig, das wird deutlich, wenn man sich – um eine Sekunde lang von der Literatur zur bildenden Kunst überzugehen – einmal in den vatikanischen Museen, die auf Veranlassung Pauls VI. zusammengekommene große Ausstellung moderner Kunst ansieht, in der sich viele Werke der Avantgarde finden. Dabei kann man spüren, wie nah sich Kunst und Theologie sein können, wenn die Theologie nur zugesteht, daß selbstverständlich die Kunst im Blick auf Jesus Christus eher den Aspekt der Aszendenz – der aus Niedrigkeit Gekommene wird erhöht – und nicht den Aspekt der Deszendenz – der aus der Glorie Gekommene kehrt in der Welt ein, flüchtig, ehe er heimkehrt – ins Zentrum stellt, daß sie weit mehr von der Gestalt des armen Jesus als der des glorifizierten Christus ausgeht. Irre ich mich, wenn ich in diesem Zusammenhang meine, daß die Theologie, was den Dialog herüber und hinüber angeht, da einen noch größeren

Nachholbedarf hat als die Literatur oder die bildende Kunst?

HK: Es müßte dann natürlich beim wirklich produktiven Wechselverhältnis bleiben, denn es besteht ja die Gefahr, daß die Theologie eigene Kriterien und Anliegen vorschnell aufgibt, um über die Literatur problemloser an Wirklichkeit oder Öffentlichkeit heranzukommen...

Jens: Selbstverständlich gilt auch hier wieder die Warnung vor jeder Anbiederei, vor jedem Nachlaufen. Der Partner ist in jedem Fall um so glaubwürdiger, je entschiedener er, bei aller Toleranz, ohne die es keinen Dialog geben kann, auf eigenen Positionen als auf ernsthaft Verteidigungswertem beharrt – bis zum Beweis der Unhaltbarkeit eigener Thesen.

HK: Sie sprachen von der dialektischen Theologie, die das „Was“ in den Vordergrund schob gegenüber dem „Wie“ der Verkündigung. Steckt darin nicht auch das Gramm Wahrheit, daß Bemühungen um den Dialog zwischen Literatur und Theologie oder um eine angemessenere Sprache der Verkündigung immer nur vorletzte Dinge sein können?

Jens: Das möchte ich nur mit Einschränkungen gelten lassen, und sei es nur deshalb, weil das eine zu leichte Entschuldigungsmöglichkeit für schlechte Prediger ist. Gerade die evangelische Kirche müßte sich mit dem immer noch in Gültigkeit stehenden reformatorischen Satz auseinandersetzen: *Praedicatio verbi dei est verbum dei*, Verkündigung des Wortes Gottes ist das Wort Gottes selbst. Hat dieser Satz wirklich noch seine Gültigkeit? Geschieht in der Predigt tatsächlich eine Art von Transsubstantiation, wird das schwache menschliche Wort zum Wort Gottes selbst? Luther war der Überzeugung, auf der Kanzel könnte nicht geirrt werden, auch durch einen Esel oder selbst den Teufel spräche Gott hindurch. Ich kann das nicht glauben. Nein, für mich kommt es darauf an, in rhetorisch präziser Ankündigung (sprich: *Kerygma*) so weit zu gehen wie irgend möglich und mich nicht vorschnell auf irgendwelche quasimetaphysischen Entlastungs-Gründe herauszureden. Predigt ist Arbeit!

HK: Gerade wenn von der Kanzel nicht einfach Wort Gottes gepredigt wird, müßte man doch gegenüber den Möglichkeiten einer sprachlich noch so präzisen Verkündigung skeptisch sein...

Jens: Sicher. Daß eine einzige gute Tat – um mit Lessing zu reden –, vollzogen im Sinne *der Religion Christi*, mehr erwirken kann als tausend gute Predigten, im Sinn *der christlichen Religion*, ist ganz gewiß. Das hindert aber nicht, daß wir uns Gedanken darüber machen sollten, wie wir mit unseren Kräften die *propagatio fidei* bis hin zum sprachlich überzeugend gestalteten Spiel im Gottesdienst und allen Medien soweit wie möglich fördern können. Wenn die Jesuiten einst sagten, ein geistliches Schauspiel könne mehr als Tausende Predigten bewirken, so wäre dieser Satz wert, neu bedacht zu werden – einer *rhetorica ecclesiastica nova* zum Nutzen!